

Das war meine Rettung

Daniel Hopes Mutter wurde durch Zufall Sekretärin von Yehudi Menuhin. Der öffnete dem Sohn die Tür zur Musik



Herr Hope, Sie sind in Südafrika geboren, aber in England aufgewachsen.

Meine Eltern sind mit uns Kindern regelrecht aus Südafrika geflohen. Mein Vater ist Schriftsteller. Er hatte sich jahrelang kritisch über das Apartheidregime geäußert. Er brachte an der Universität eine politisch brisante Literaturzeitschrift heraus, für die alle seine Freunde, Schriftsteller und Aktivisten, schrieben. Als er dann ein Gedicht des Dichters und damaligen Präsidenten des Senegals, Léopold Senghor, zitierte, wurde er zur Persona non grata. Senghor zu zitieren – das kam einem Aufruf zur Revolution gleich. Das muss kurz vor meiner Geburt gewesen sein. Danach wurden wir von Sicherheitsbeamten beschattet, unsere Telefonate wurden überwacht.

Wie haben Sie Südafrika verlassen?

Damals gab es sogenannte Exit-Visa. Das hieß: Du kannst sofort gehen, aber dein Pass bleibt hier, du kannst also nie wieder zurück. So landeten wir über Umwege in England.

Völlig mittellos?

Ja. Mein Vater fand für seinen Roman, an dem er immerzu arbeitete, keinen Verlag. Also suchte er einen Job als Lehrer. Aber das Absurde war: Obwohl er ein vehementer Apartheidgegner war, wollte ihn in England keiner, so sehr war die Stimmung gegen Südafrika gerichtet. Also entschied meine Mutter, irgendetwas zu machen, nur um Geld zu verdienen. Sie konnte sechs Sprachen und hatte in Südafrika eine Ausbildung zur Sekretärin gemacht. Zufällig lernte sie auf einer Party einen Stellenvermittler kennen. Der sagte: Schauen Sie morgen mal in meinem Büro vorbei, ich habe zwei Sachen, die für Sie passen könnten. Es waren Teilzeitjobs: als Sekretärin des Erzbischofs von Canterbury – oder als Sekretärin des Geigers Yehudi Menuhin.

Beides attraktive Perspektiven.

Ja, aber der Erzbischof von Canterbury hatte sich in einer Predigt in Südafrika nicht von der Apartheid distanziert. Deswegen war für meine Mutter klar: *Never ever* beim

Erzbischof! So entschied sie sich für Menuhin, obwohl der Stellenvermittler sie gewarnt hatte, dass es da keiner lange aushalte. Sie ging zu Menuhins Haus in Nordlondon, in Highgate. Menuhin erschien mit Geige in der Hand, sehr in Eile, wie immer, und meine Mutter stellte sich vor. Menuhin fragte: »Kennen Sie den Unterschied zwischen Beethoven und Bach?« Meine Mutter antwortete: »Ich denke schon.« Darauf sagte er: »Dann können Sie anfangen.« Es wurden 26 Jahre der Zusammenarbeit.

Hatte Ihre Familie eine musikalische Ader?

Null. Überhaupt nicht.

Was war es dann, was die beiden verband?

Meine Mutter hat Menuhins Leben neu geordnet. Vorher war bei ihm alles Chaos. Meine Mutter hatte verstanden, wie sie diesen sehr besonderen Menschen führen konnte. Meine Mutter ist ein Organisationsgenie, sie nahm Menuhins Leben in die Hand. Innerhalb von drei Jahren wurde sie von seiner Sekretärin zu seiner Managerin.

Wie sah Ihr Familienleben in London dann aus?

Meine Mutter hat mich immer mit zur Arbeit genommen, damit mein Vater Ruhe zum Schreiben hatte. Menuhins Haus war ein Haus der Musik. An allen Wänden hingen Geigen. Ich war als kleiner Junge immerzu umgeben von wunderbaren Musikern, die zu Menuhin kamen, um mit ihm zu proben. So kann man wirklich sagen: Dieser Mann hat die ganze Familie gerettet. Menuhin hat alles verändert für uns, für immer. Mein Bruder, der vier Jahre älter ist als ich, leitet heute die Royal Albert Hall in London. Seine erste Chance bekam er als 18-Jähriger, als er Menuhin auf einer Tournee als sein Veranstalter begleiten durfte. Und sogar mein Vater hat zwei Bücher zusammen mit Menuhin geschrieben. Für seinen Roman fand er schließlich auch einen Verlag und wurde ein erfolgreicher Schriftsteller.

Hielt die Freundschaft zwischen Menuhin und Ihrer Familie ein Leben lang?

Ja, bis zu Menuhins Tod. Meine Mutter war bei ihm, als er in Berlin starb. Bei seinem letzten Konzert, drei Tage zuvor in Düsseldorf, war ich sein Solist.

War er es, der Sie zur Geige geführt hat?

Seelisch natürlich schon, er hat die Tür zur Musik für mich aufgemacht. Aber als mein Vater sagte, ich war vielleicht vier, »Daniel will Geige lernen«, da sagte er nur: »Der Arme!« Als größtes musikalisches Wunderkind des 20. Jahrhunderts hatte er viele Krisen durchgemacht und kannte die Schattenseiten eines Musikerlebens. Erst als ich 16 war und nachdem ich gezeigt hatte, dass ich das mit der Geige wirklich ernst meinte, hat er angefangen, Interesse zu zeigen. Ich glaube, dass ich auch ohne Menuhin zur Musik gefunden hätte, aber so war es ein total privilegierter Weg. Nicht auszudenken, was passiert wäre, hätte sich meine Mutter für den Erzbischof entschieden.

Daniel Hope,

41, wurde in Durban als Sohn des Schriftstellers Christopher Hope geboren; die Familie zog 1975 nach England. Hope ist Geiger, gerade erschien sein neues Album »Escape to Paradise«. Sein Buch »Familienstücke« über seine Suche nach den jüdischen Vorfahren seiner Mutter in Berlin wurde ein Bestseller

Das Gespräch führte Ijoma Mangold. Er gehört neben der Fotografin Herlinde Koelbl und dem Psychologen Louis Lewitan zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe